

wieder etwas exklusiv so, als ob nur „die Reichen“ das Problem darstellen würden. – Im Grunde bestätigt Girard in umfassendem Sinn die von Hinkelammert eingangs angeführte Argumentation: Das strategisch gründliche Vorgehen gegen die *Opfernden* im Namen der Abschaffung aller Opfer (wahrlich ein neuzeitliches Projekt) ist das, was die Opfermaschinerie gerade so in Gang hält.

Kurz: wer mit den Thematiken „Opfer“, Befreiungstheologie, Girard oder allgemein der Moraltheologie (siehe bes. der Beitrag über AIDS v. A. Alison) befaßt ist, sollte dieses Buch keinesfalls außer Acht lassen.

Linz

Ludwig Ecker

FESTSCHRIFT

■ BACKHAUS KNUT/UNTERGASSMAIR FRANZ GEORG (Hg.), *Schrift und Tradition. Festschrift für Josef Ernst zum 70. Geburtstag. F. Schöningh, Paderborn 1996. (XIV+508). Geb. DM 98,-/S 725,-.*

Der Titel dieser Festschrift bezeichnet treffend das wesentliche wissenschaftliche und kirchliche Wirken des Geehrten, wobei auch dessen ökumenisches Engagement zur Sprache kommt. Die Fülle der Aufsätze macht eine angemessene Würdigung der einzelnen Beiträge unmöglich, doch sollen wenigstens die darin angesprochenen Themen kurz skizziert werden. H. F. Fuhs zeigt die sich in einem traditionsgeschichtlichen Prozeß entfaltende Geschichtsinterpretation in Dtn 26,1-11 auf. Anschließend beschreibt J. Gamberoni die Erwähnung der Rechabiten im Jermia-Buch (vgl. Jer 35,6) als Herausforderung an die Treue Israels zu Jahwe. F. Mußner weist an markanten Stellen nach, daß Jesus in dem von ihm verwirklichten Vollmachtsanspruch über den Rahmen des Judentums hinausging. Nach einer von Paulus selbst in Röm 11,25-32 vorgenommenen Relativierung seiner kritischen Aussagen gegenüber Israel aus früheren Briefen fragt J. Eckert, versucht die Stelle aber eher als Erweiterung im Rahmen stärker systematisierender Erwägungen in Röm 9-11 zum ohnehin „von Anfang an überaus vielschichtige(n) Israelproblem“ (83) zu verstehen. H. Frankemölle befaßt sich mit der Gesetzesproblematik im MtEv und betont dabei die „Kontinuität der Tora Jesu Immanuel als Tora Jahwes, seines Vaters“ (115). H. Merkel erläutert die positiven Aussagen zum Gesetz im lukanischen Doppelwerk in ihrer Funktion des Aufweises eines Traditionszusammenhangs zwischen dem jungen Christentum

und dem AT, der in der hellenistischen Bildungswelt, die großes Gewicht auf die althergebrachten Sitten der Väter legte, apologetische Bedeutung gewinnen konnte. Den christlichen Sinnhorizont in der Ethik des Jakobusbriefes zeigt K. Backhaus anhand der *Condicio Jacobaea* (Jak 4,13-17) auf. K. Kertelge äußert sich zur Einheit der heiligen Schrift (AT und NT) aus der Perspektive des NT. K. Scholtissek sieht einige neuere Forschungsergebnisse zur Frage nach dem traditionsgeschichtlichen Ursprung und Weitergabeprozeß von Jesusüberlieferung. A. Lindemann untersucht die atl Zitate in 1 Kor, bei denen Paulus die Vertrautheit mit der biblischen Tradition bei seinen Lesern voraussetzt und nicht zwischen juden- und heidenchristlicher Rezeption zu unterscheiden braucht. Für das in 1 Kor 11,20 genannte „Herrenmahl“ schlägt J. Kremer die Übersetzung „Herrenspeise“ vor. F. Vouga stellt den Gal als Abschluß einer von Paulus selbst zusammengestellten Sammlung der vier Hauptbriefe vor, wobei die „galatische Krise“ nur den äußeren oder sogar fiktiven Anlaß für die Abfassung abgibt. Nach A. Weiser steht in Lk 15,20 das vom Vater dem Sohn zuerst und voraussetzunglos geschenkte Erbarmen im Vordergrund, das eigentliche Umkehr erst ermöglicht. F. G. Untergassmair zeigt die Perikope „Jesus vor Pilatus“ (Lk 23,6-12) als Produkt des Redaktors Lukas im Rahmen einer Theologie der von Gott gewirkten Heilsgeschichte. G. Schneider beschäftigt sich mit dem Problemkreis von Tradition, Kontinuität und Sukzession in der Apg, wobei er als lukanischen Aussageschwerpunkt „eine sachliche Kontinuität der Verkündigung“ (309) feststellt. M. Theobald isoliert literarisch in Joh 6,44f ein „Herrenwort“, ordnet dessen Motive religionsgeschichtlich ein und beschreibt die Deutung des Logions durch den Evangelisten. T. Söding weist Joh 20,30f als Epilog des ursprünglichen JohEv auf und eruiert daraus das Selbstverständnis des Evangelisten, der sein „Buch“ zur Begründung des christlichen Glaubens verfaßte. Das Sendschreiben an die Gemeinde von Laodizea (Offb 3,14-22) liest A. Sand als Verstehenshilfe bei der Suche nach der Absicht der Johannesoffenbarung. B. Schwank kritisiert die in der Einheitsübersetzung vorgenommene Übertragung des griechischen *christos*. H. Schürmann stellt verschiedene Vorschläge einer konsonanten Zuordnung von Lesungstexten zu den Evangelien der Sonntage im Jahreskreis zusammen. Das Verhältnis von Schrift und Tradition im Spiegel der Katechese verschiedener historischer Epochen beschreibt S. Leimgruber. E. Garhammer liefert Beispiele für die Rezeption des Gleichnisses vom „verlorenen Sohn“ in der modernen Literatur.

Eine von E. Niedieker zusammengestellte Bibliographie von J. Ernst sowie Bibelstellen- und Autorenregister beschließen eine gelungene Festschrift, deren breitgestreute Beiträge das weite Spektrum aktuellen wissenschaftlichen Interesses dokumentieren und über die sich der Jubilar (und der Leser) zu Recht freuen darf.

Augsburg

Stefan Schreiber

F U N D A M E N T A L T H E O L O G I E

■ LINDBECK GEORGE A., *Christliche Lehre als Grammatik des Glaubens. Religion und Theologie im postliberalen Zeitalter*. Übersetzt von Markus Müller. (Theol. Bücherei 90). Kaiser, Gütersloh 1995'4. (212). Kart. DM 78,-.

Dieses 1984 unter dem Titel *The Nature of Doctrine* publizierte Buch hat im englischsprachigen Raum eine lebhafte Grundlagendiskussion ausgelöst. Es kann als Programmschrift einer neueren protestantischen postliberalen Theologie angesehen werden; da die meisten ihrer Vertreter mit den renommierten Universitäten Yale und Duke verbunden sind, wird sie als „Yale-Duke-School“ bezeichnet.

Der US-Lutheraner George Lindbeck, bis 1994 Professor für Historische Theologie an der Yale University, war als engagierter Ökumeniker u.a. Konzilsbeobachter und in den letzten beiden Jahrzehnten Co-Vorsitzender der internationalen Gemeinsamen Römisch-Katholischen/Evangelisch-Lutherischen Kommission. Er beginnt seine Analyse mit der Feststellung: Einst entgegengesetzte theologische Konzeptionen wirken heute nicht mehr konfessionstrennend; gegenwärtige Theorien über Religion und Dogmenverständnis können aber diese „Versöhnung ohne Kapitulation“ nicht erklären. Zum einen skizziert der Autor ein präliberales Verständnis (*cognitive-propositional approach*), das christliche Lehre als informative Sätze und Handlungsanweisungen sieht; sie entsprechen objektiv-unveränderlich richtigen oder falschen Tatsachen, die vom Gläubigen bekannt und übernommen werden müssen. Zum anderen zeichnet Lindbeck das liberale Modell (*experiential-expressive model*) nach, demzufolge religiöse Erfahrungen, die jeder Einzelne macht, nachträglich objektiviert werden: „Die Strukturen der Moderne drängen den Einzelnen, Gott zuerst in den Tiefen seiner Seele zu begegnen und dann erst vielleicht, falls er dem etwas persönlich Zusagendes abgewinnen kann, sich einer Tradition anzuschließen oder einer Kirche beizutreten“ (44). Gegenüber diesen beiden Mo-

dellen entwirft Lindbeck den postliberalen Ansatz (*cultural-linguistic approach*), der sich in den Sozialwissenschaften durchgesetzt hat. Danach ermöglicht erst das Symbolsystem einer Religion dem Glaubenden, religiöse Erfahrungen zu machen: Wer gläubiger Christ werden will, muß die christliche „Sprache“ mit ihren ästhetischen, symbolischen und rituellen Dimensionen lernen; sie strukturiert und interpretiert wie eine Linse das Verständnis von Selbst und Welt. Mit diesem dynamischen Verständnis – die Verinnerlichung der Religion ist ein Prozeß, der nie abgeschlossen ist – verbindet Lindbeck eine eher statische Lehrsatztheorie: Glaubenssätze und Dogmen kommt ausschließlich eine regulative Funktion zu; sie lassen neue Glaubensaussagen und -verhaltensweisen zu oder verwerfen sie.

Im postliberalen Zeitalter, das für Lindbeck aus dem Zusammenbruch der Moderne hervorgeht, muß die Kirche ein kohärentes, gemeinschaftlich-autoritatives Interpretationsmedium zur Verfügung stellen, innerhalb dessen die Gläubigen ihr Leben führen und die Realität verstehen können. Der Theologie kommt die Aufgabe zu, die Kirchenpraxis einer Glaubensgemeinschaft zu reflektieren, das heißt zu beschreiben, wie in ihr christliche Lehre als Grammatik des Glaubens fungiert. Postliberale „intratextuelle“ Theologie versucht somit nicht, Inhalte christlicher Lehre in ihr fremde Kategorien der säkularen Umwelt zu übersetzen, sondern die Welt in ihren Interpretationsrahmen zu absorbieren (172). Kirchen sollen demnach nicht ständig um Gegenwartsrelevanz bemüht sein, sondern sich – der Selbstevidenz ihres Glaubens gewiß – in der gegenwärtigen Traditionals- und Orientierungskrise darauf konzentrieren, *wie* ihre Anhänger eine christliche Denk- und Lebenspraxis erlernen können (60).

George Lindbeck ist es zweifellos gelungen, die derzeitige theologische Diskussion in nachvollziehbaren Kategorien darzustellen und einen originellen Vorschlag zu unterbreiten, der wichtige ökumenische Impulse enthält. Das vorliberale und das liberale Modell sind anschaulich, aber wohl zu schematisch und vereinfachend dargestellt. Wenn kirchliche Lehrsätze nur eine Regelfunktion erfüllen, bleibt dann ein Raum für den ontologischen Bezug? Dogmen haben über ihre regulative Funktion hinaus symbolischen Inhalt und ontologische Referenz. Eine lediglich deskriptive Theologie wird diesem Zusammenhang nicht gerecht.

Dieses inhaltsreiche Buch ist auch in der deutschen Übersetzung nicht leicht zu lesen; doch es gehört zu den wichtigsten theologischen Beiträgen der letzten Jahre aus der „Neuen Welt“. Unserer deutschsprachigen Diskussion ist zu